Raum und Volk im Weltkriege

So viele Geschichts- und Erinnerungswerke über den Weltkrieg es auch schon gibt — noch niemals und in keiner Sprache sind die beiden Elemente gegenständlich behandelt worden, die doch den eigentlichen Gegenstand des Krieges ausmachen: Raum und Volk — Schauplatz und Mensch — Bühne und Handelnde. Es wird stets nur das Geschehen geschildert, nicht aber als Platz, wo es geschieht, nicht auch die Menschen, die das Geschehen hervorbringen. Und doch sind beide, Raum und Volk, dasjenige an einem Kriege, was vorher da war, was ihn erst ermöglichte und was auch nachher noch da sein wird. Aus diesem Gesichtswinkel heraus untersucht Ewald Banse — alter Orientreisender und Deutschlandforscher, der erst im vergangenen Frühjahr durch eine Professur an der Technischen Hochschule, Braunschweig, ausgezeichnet wurde — in einer bei Gerhard Stalling A.-G., Oldenburg, soeben erschienenen Veröffentlichung „Raum und Volk im Weltkrieg" auf 392 Seiten Text mit 11 Kartenbeilagen die Bedeutung des Raumes und des Volkes, zugleich auch der Wirtschaft und des Verkehrs, der Technik und des Volkscharakters für die Kriegsführung, und erläutert das an Beispielen aus dem Weltkriege. Er zeigt, das nur ein seelisch vorbereitetes Volk einen Krieg zu gewinnen vermag. Er beweist ferner daß die Kriegsführung seit der englischen Einflußnahme auf den Weltkrieg nicht mehr nur ein heldisches Erlebnis ist (wie wir noch 1914 dachten), sondern außerdem eine wirtschaftliche, eine technische ja vor allem eine psychologische Angelegenheit. Wir hätten die Marneschlacht gewonnen, wenn wir die vor der Lücke der 1. und 2. Armee stehenden Engländer völkerpsychologisch richtig — nämlich als sehr langsame, nur übermäßig vorsichtig vorgehende Strategen — eingeschätzt hätten; wir wären dann stehengeblieben und hätten die Lücke ruhig geschlossen, statt übereilt zurückzugehen und damit den Krieg zu verlieren. Man sieht an diesem Beispiele, wie wichtig die neue Methode der Kriegsbetrachtung ist. Daraus ergibt sich, daß sie unserem Volke auch für zukünftige Kriege nutzbar gemacht, ja geradezu in ein Lehrgebäude gebracht werden muß. So erweitert sich das Buch zu einem Abriß der Wehrwissenschaft und zeigt, was als nationale Lehre des Weltkrieges für unser Volk zu wissen und nachzuachten notwendig ist. Gerade in gärender Zeit, die uns ein starkes Heer vorenthält, spielt die Durchsättigung aller Volksschichten mit wehrwissenschaftlichem Denken eine ausschlaggebende Rolle.

Das Buch behandelt zuerst die einzelnen wehrwissenschaftlichen Erscheinungen: Raum, Wirtschaftsleben, Technik, Verkehr, Politik und Volksseele in ihrer Bezogenheit auf den Krieg. Sodann entwirft es von jedem Lande ein Bild seiner militärgeographischen Bedeutung, zuerst der einzelnen Mittelmächte, dann der Staaten des Feindbundes, ferner der neutralen und schließlich der aus dem Kriege hervorgegangenen neuen Staaten. Jeder dieser Staaten erhält sein wehrwissenschaftliches Porträt in dem seine militärwichtigen Züge mit einer gewissen Endgültigkeit eingegraben stehen. Jeder, der das liest, weiß hinfort, was er von einem Lande und seinem Volke militärisch zu halten hat.

Arbeit schändet nicht

Irgendwo wurden mehrere betrunkene Bettler aufgegriffen und in Polizeigewahrsam gebracht. Diese Tatsache bestätigt die Zweckmäßigkeit der Mahnung unserer Regierung, Bettlern an den Türen nichts mehr zu geben, nachdem durch entsprechende behördliche Maßnahmen der Grund zum Betteln genommen worden ist. Die aufgegriffenen Bettler hatten trotzdem offenbar in reichlichstem Maße mildtätige Herzen gefunden, sonst wären sie nicht in die Verlegenheit gekommen, von den eingesammelten Gaben sich einen gehörigen Rausch anzutrinken. Diese Angelegenheit hat aber noch eine zweite Bedeutung. Irgendein Blatt hatte diesen Fall zum Anlaß genommen, um in einer kritischen Abhandlung der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß diese Leute in den Arbeitsdienst gesteckt werden möchten. Hier ist offenbar Arbeitsdienst und Arbeitshaus verwechselt worden. Denn der Arbeitsdienst ist nicht irgendeine Besserungsanstalt, sondern ist der sichtbare Beweis unserer bisher arbeitslosen Jugend, daß sie durch die Freude an der Arbeit sich aus den drückenden Sorgen ihrer bisherigen Arbeitslosigkeit herausringen will. Sie will nicht der Arbeit entwöhnt werden, sondern den Beweis erbringen, daß sie in treuer Kameradschaft und Disziplin sich selbst den Weg zu den Produktionsstätten der deutschen Wirtschaft wieder öffnen möchte. Die zahlreichen Berichte der in Arbeitsdienstlagern zusammengefaßten Arbeitskameradschaften lassen immer deutlicher erkennen, wie diese Wochen ernster Arbeit Körper und Seele stählen und die Widerstandskraft der deutschen Jugend stärken. Vagabundierende Bettler und Alkoholfreunde haben in diesen Arbeitsgemeinschaften im besten Sinne des Wortes nichts zu suchen. Im Gegenteil: die kameradschaftlichen Arbeitsdienste sorgen dafür, daß nur ehrenhafte Kameraden unter ihnen sind und daß jeder die Arbeit nicht als Last, sondern als Freude empfindet. Und die Tatsache, daß die Anmeldungen zum Freiwilligen Arbeitsdienst sich ständig mehren, unterstreicht nur die seit langem feststehende Erkenntnis, daß nicht Arbeitsunlust, sondern Arbeitsmangel das Heer der deutschen Arbeitslosen so stark hatte anwachsen lassen. Unter den Maßnahmen der Regierung ist dieses Riesenheer bereits um über ein Drittel zusammengeschmolzen. Es ist kaum zweifelhaft, daß zahlreiche junge Leute, die durch den Arbeitsdienst gegangen sind, heute sich bereits wieder in fester Arbeitsstelle befinden. Darum nochmals: der Arbeitsdienst ist keine Strafmaßnahme, sondern der Ausdruck des Arbeitswillens des deutschen Volkes.

Der erste Arbeitstag der Woche

Montag, der erste Arbeitstag der Woche, ist zweifellos der schönste Tag aller übrigen Werktage. Mit frisch gesammelten Kräften geht es an die Arbeit und mit neuem Mut und guter Hoffnung beginnt das ausgeruhte Werk. Ganz zu Unrecht hat man diesem Tage die minderwertige Bedeutung des sogenannten „Blaumontags" unterschoben. Für den wirklichen Arbeitsmann der Faust und der Stirn gibt es keinen „Blaumontag", denn diese Bezeichnung paßt nur für eine gewisse Schicht von Leuten, die weder des Sonntags Würde gelten lassen, noch den tiefen Ernst der Arbeit kennen. Für solche Leute ist aber in der großen Gemeinschaft des deutschen Volkes kein Platz mehr. Gerade der Montag ist es, der der ganzen kommenden Arbeit der Werkwoche Auftakt und Kraft verleiht und also dem Schaffenden Freude, Lust und Liebe geben muß. Allein der Anblick ist erquicklich, wenn am Montagmorgen ausgeruhte, frische Menschen mit blanken Augen und frohem Gesicht zur Stätte ihres Werkes eilen, um mit starken Händen und mit leichtem Kopfe neu da zu beginnen, wo sie am letzten Werktage müde und abgespannt den letzten Griff vollendeten, den letzten konzentrierten Gedanken faßten. Das ist die rechte Art, die Arbeit — gleichviel welche Anforderung sie auch an den einzelnen stellen möge — in ihrem immer wieder beginnenden Anfang zu würdigen und ihrer Inanspruchnahme des ganzen Menschen die vollen, neu aufgesammelten Kräfte zu widmen. Mit fröhlichem Mut und freudiger Hingabe das Wochenwerk beginnen, ist der tiefe Sinn, der im ersten Arbeitstage der Woche ruht. Der „Blaumontag" aber sei aus dem deutschen Wörterbuch der Arbeit gestrichen. Er ist gut für die Faulen und Oberflächlichen, denen die Arbeit nichts mehr ist, als ein notwendiges Uebel.

Feigenernte in — Deutschland. Daß das Gebiet der oberbadischen Bergstraße und die Berghänge des Neckartales, ebenso auch die Rheinpfalz, zu den wärmsten Gebieten Deutschlands gehören, ist wohl allgemein bekannt, — daß diese gesegneten Landstriche aber vom Klima derart begünstigt sind, daß hier sogar die südländischen Feigen zur Reife gelangen, werden nicht viele wissen. In diesen warmen Herbsttagen werden die Feigen geerntet. In der Pfalz, wo die Feige immer zur höchsten Süße ausreift, bringt diese Frucht sogar in heißen Sommern mit nachfolgenden schönen Herbsten einen zweiten Ertrag. Vor 200 Jahren gab es in der Pfalz noch ebensoviele Feigenbäume wie Mandelbäume; doch in späterer Zeit sind die Feigen sehr in den Hintergrund getreten. Hier, wie auch an der Bergstraße und im Neckartal, wird der Anbau von Feigen jetzt wieder sehr gefördert, so daß auch die deutschen Feigen in absehbarer Zeit auf den badischen und Pfälzer Obstmärkten wieder eine größere Rolle spielen werden.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 88 | **25. Oktober 1933** | **7. Jahrgang**



28 Fortsetzung

„Weißt du, von wem ich komme . . .?" fuhr Peter ernst fort. „Vom Totenbette Abdis Malet Abejidas . . . er ist eingegangen zu Gott. Er hat gebeichtet und bereut. Jetzt aber laß uns zu Frau Gina fahren, und wenn uns der Professor noch nicht vorlassen will, werden wir es dennoch durchsetzen; denn ich denke, daß die Freude auch ein Heilmittel ist."

Der Professor wollte sie erst nicht vorlassen.

„Messieurs", sagte er ernst, „die Patientin ist noch so schwach, daß ich ihr Aufregungen ersparen möchte. Ich weiß nicht recht."

Peter griff ein.

„Doch, Herr Professor. Fühlen Sie nicht, wie die Frau wartet, daß sie den Gatten wieder sieht, daß sie Gewißheit erhält über das Geschick ihres Kindes? Sie müssen uns vorlassen!"

Da gab der Professor nach.

Leise traten sie in das Krankenzimmer.

Die Kranke saß im Bett, lehnte sich mit gequältem Gesicht gegen die Kissen.

Als die Tür aufging, fuhr ihr Gesicht herum.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie auf den Gatten, dann schrie sie auf vor Glück und Weh: „Karel . . . Karel . . . lieber Karel!"

Der Mann stürzte zum Bett und kniete nieder, barg das Haupt in ihren Händen.

„Liebste . . . liebste Frau . . . endlich habe ich dich wieder!"

„Ja . . . ja, jetzt bin ich bei dir! Und niemand wird mich mehr von dir zerren . . . niemand . . . aber . . . Karel . . . unser . . . unser Kind?"

Sie schrie auf in ihrem Mutterschmerze.

„Das Kind!" stammelte Karel bewegt. „Das Kind wartet daheim auf dich, auf die Mutter."

Da sank das Haupt der gequälten Frau nieder, und sie weinte auf in ihrer großen, so gewaltigen Freude.

Die Tränen schwemmten alles Schwere, Bittere weg, das sie gelitten hatte.

„Klein-Inge . . . ist daheim!"

Sie weinte wieder auf und war völlig aufgelöst.

Die Männer hielten den Atem an. Heilige Stunde, dachte Peter bewegt.

„Wo . . . war Klein-Inge?" fragte Frau Gina leise.

„In Abejidas Burg, Gina! Hier, unser Freund Peter, dem wir alles verdanken, der dich aufgefunden hat . . . er hat sie über's Meer geholt, er hat die Abejidas vernichtet. Alle drei sind nicht mehr, und keiner von ihnen kann unser Glück antasten!"

Die Frau sah Peter an.

Er trat näher.

„Wie fühlen Sie sich, Frau Gina?"

„Jetzt . . . so gut! So glücklich! Und Ihnen verdanken wir alles Glück."

Sie weinte wieder auf vor innerer Bewegung.

„Frau Gine", hörte sie Peters gütige Stimme. „Sie haben bitter gelitten. Aber der Mann, der Ihnen die Qualen bereitete, er ist . . . tot. Ich habe ihm die Augen zugedrückt. Ich komme von seinem Totenbette. Er hat gebeichtet und bereut, und als ich ihm verziehen habe, da tat ich es auch in Ihrem Namen. Habe ich recht getan?"

Sie sah ihn mit großen leuchtenden Augen an.

Dann sagte sie fest: „Ja, ja, lieber Freund . . . er hat ja am meisten an sich selbst gelitten. Es sei ihm alles vergeben. Wir wissen nicht, welche Hand ihn geführt hat."

*

Herr van Hevel war in stärkster Aufregung.

Er konnte den Augenblick nicht erwarten, bis neue Nachrichten über Gina da waren.

Dazu kam jetzt auch noch die Hoffnung, daß er vielleicht wieder ein gesunder Mensch werden könne.

Er konnte außer dem rechten Arm, der ihm völlig gehorchte, jetzt auch den linken etwas und das rechte Bein ziemlich gut bewegen.

Der Hausarzt widmete sich jetzt mit allergrößtem Interesse seinem Kranken, denn jetzt war es kein hoffnungsloser Fall mehr. Jetzt mußte alles angewandt werden, um den Kranken zu heilen.

Er setzte sich mit dem Förstner-Institut, das in solchen Fällen durch Bestrahlungen ganz besondere Erfolge gehabt hatte, in Verbindung, und die Spezialbehandlung wurde unverzüglich begonnen.

Hundertmal am Tage fragte der Professor seine Tochter mit den Augen. Er mühte sich auch, zu sprechen, es waren zunächst nur lallende Laute, aber sie ließen erhoffen, daß auch die Sprache wieder voll zurückkehren würde.

Bis endlich Oda mit glänzenden Augen eintrat.

Da wußte er, daß sie nähere Nachricht hatte.

„Ich habe mit Peter gesprochen, Vater. Gina ist wohl und munter und es wird nur noch ein paar Tage dauern, da ist sie wieder bei Klein-Inge und bei uns! Wie ich mich freue, Papa! Jetzt endlich können wir aufatmen!"

Der Vater sah die Tochter glücklich lächelnd an.

„Und was ist mit den Abejidas?" fragte der Professor plötzlich.

Oda starrte ihn an, dann rief sie jubelnd: „Papa . . . du kannst wieder sprechen!"

Der alte Herr wurde rot und blaß, dann sagte er leise, jede Silbe betonend: „Ich kann wieder richtig sprechen!"

Da übermannte ihn die Freude so gewaltig, daß er vor Bewegung in sich zusammensank.

Die Tochter drückte das Haupt des Vaters an sich.

„Ach, Papa . . . jetzt bin ich so richtig glücklich. Jetzt glaube ich, daß alles wieder gut wird. Und dem Peter verdanken wir alles, all unser Glück!"

Die Tage schlichen nur so hin. Der alte Herr konnte es kaum erwarten.

Täglich berichtete ihm Oda ausführlich, teilte ihm mit, daß der Zustand Ginas sich ständig bessere, daß sie bald reisefertig sei.

Auch über das Schicksal Abejidas erzählte sie ihm Genaueres.

Professor van Hevel staunte ein über das andere Mal. Seine Bewunderung und Begeisterung für Peter war grenzenlos.

„Dem mächtigen Abejida . . . vor dem alle zitterten, er ist ihm zu Leibe gegangen, wie er den Tiger jagte, und er brachte ihn zur Strecke. Ich glaube, daß der Mann seine Leistung selbst nicht richtig kennt."

Aber auch Klein-Inge zappelte vor Ungeduld.

Unaufhörlich fragte sie nach der Mama . . .

In Straßburg kam es nicht zum Prozesse.

Der Generalstaatsanwalt erhielt von Peter Abdis Abejidas Beichte vorgelegt und schlug daraufhin das Verfahren nieder, erkannte Notwehr an.

Das Geschehen hatte die Presse der ganzen Welt bewegt und die Zeitungen brachten spaltenlange Artikel über die Angelegenheit, die sogar ins Politische spielte.

Die Sympathien der ganzen Welt gehörten Peter und seinen Freunden, gehörten den schwergeprüften Menschen.

Der schwedische Botschafter hatte mit Oda telephoniert.

„Wann dürfen wir Karel mit seiner wiedergewonnenen jungen Frau in Berlin erwarten?" fragte er.

Morgen, Herr Botschafter. Nachmittags um 2 Uhr treffen sie auf dem Anhalter Bahnhof ein."

„Wundervoll. Ich werde da sein, und ich glaube, meine Herren werden ebenso gern mit mir zusammen Frau Gina willkommen heißen."

„Wir freuen uns, Herr Botschafter."

Die Meldung gab der Botschafter an seine Herren weiter; die verbreiteten sie am gleichen Tage in der ganzen schwedischen Kolonie in Berlin.

Die Presse erfuhr davon. Sie brachte Notizen.

Und die Folge?

Der Bahnsteig, auf dem der Zug einlaufen sollte, war dicht gefüllt von wartenden Menschen.

Die Herren der schwedischen Botschaft waren vollzählig vertreten, dazu noch eine stattliche Anzahl in der Reichshauptstadt lebender Schweden. Reporter liefen mit gezückten Bleistiften auf und ab und Fotografen warteten gespannt mit ihren Kameras.

Oda konnte Klein-Inge, die Gegenstand aller Aufmerksamkeit war, kaum noch bändigen.

Das Kind zappelte vor Unruhe.

Endlich . . . kam der Zug.

„Zurücktreten!" schrie der Beamte. Alles wich etwas zurück, und dann fuhr der Zug ein.

Oda hatte Klein-Inge auf den Arm genommen.

Das Kind sah gespannt auf die Aussteigenden.

Da . . . Klein-Inge schrie jubelnd auf: „Mama!" Sie hatte die geliebte Mutter entdeckt.

Frau Gina hörte den Schrei, sah das Kind, und in wenigen Sekunden schloß sie es unter heißen Tränen in die Arme.

Das Wiedersehen war erschütternd. Die Menschenmenge war, Tränen in den Augen vor Ergriffenheit, stummer Zeuge der Begrüßung.

Dann sahen sie die Frau an, die so Unsägliches gelitten hatte und die so schön war wie ein Sommertag.

Sie traten heran zu ihr und boten ihr ein herzliches Willkommen.

„Gnädige Frau", sagte der Botschafter mit bewegter Stimme: „Gottes Wege sind unergründbar, aber Gott ist gütig und hat Sie dem Gatten und dem Kinde wiedergegeben. Herzlich, herzlich willkommen . . . und alles Glück immerdar! Wir freuen uns mit Ihrem Gatten, daß Sie wieder zurückgekehrt sind."

*

Das bereitstehende Auto trug sie rasch nach Hause.

Sie ahnten ja, wie Herr van Hevel auf den Augenblick wartete, da er sein geliebtes Kind wieder in seine Arme schließen konnte, und der Tochter Herz war so übervoll, daß es sie nicht minder zu dem geliebten Vater drängte.

Endlich waren sie zu Hause.

Sie stiegen die Treppen empor, und dann . . ., dann lag die Tochter im Arme des Vaters, weinend, aber glücklich wie ein Kind, das endlich wieder den Weg in das Vaterhaus gefunden hat.

Als der alte Mann sein zitterndes Kind in den Armen hielt, da dachte er daran, daß alles in seinem Leben doch gering gewesen sei, gemessen an diesem köstlichen Augenblick des Wiedersehens.

Acht Tage später.

Peter Lutz saß vergnügt in seinem Arbeitszimmer und sah auf die Stöße Briefe und Telegramme, die ihm der Diener gebracht hatte.

Herzliche Sympathiekundgebungen waren es, Anträge von Film, Theater, Buchverlegern und auch . . . wie immer . . . Bettelbriefe.

Peter las sie alle gewissenhaft durch. Das Studium war ganz interessant, aber ihn gelüstete es nicht nach äußeren Erfolgen.

Jetzt würde er erst einmal behaglich ausruhen und dann . . . ja dann würde man sehen.

Der Diener trat plötzlich ein.

„Fräulein van Hevel!" meldete er.

Peter sprang auf. „Ich lasse bitten!"

„In den Salon, gnädiger Herr?"

„Nein, nein, hier in mein Arbeitszimmer! Da ist es gemütlicher. Und dann sagen Sie in der Küche Bescheid, einen starken Tee, wie ihn Fräulein van Hevel liebt. Babette weiß Bescheid!"

„Nein!" ertönte eine lachende Mädchenstimme. „Nein, heute keinen Tee." Oda war eingetreten, und sie schüttelten sich beide Hände.

„Schön willkommen! Also keinen Tee, Josef! Was trinken wir dann? Bestimmen Sie, bitte!"

„Eine Flasche guten, schönen Rheinwein! Haben Sie sie im Keller?" lachte Oda.

„Oho . . . gern einverstanden! Also Josef . . . Sie wissen Bescheid! Etwas Gebäck dazu!"

Josef machte eine respektvolle Verbeugung. Dann zog er sich zurück.

Peter geleitete seinen Gast, nachdem er ihm den Mantel abgenommen hatte, in das lauschige Eckchen am Kamin.

Mit Entzücken betrachtete sie Peter. Wie der lichte Frühling wirkte Oda.

„Da muß Sie heute aber ein ganz besonderer Grund zu mir führen, Oda?"

„Ist auch der Fall! Was denken Sie, lieber Freund . . . gestern hat Mr. Carter . . ., Beruf Millionär, . . . bei meinem Vater um meine Hand angehalten. Was sagen Sie nun?"

Peter war nicht so sehr erstaunt. Er wußte, daß Carter Oda ebenso verehrte, wie es Mühlenschulte tat.

„So! Und Ihr Herr Vater . . ., wie geht es ihm übrigens, war er nicht sehr erstaunt?"

„Vater geht es besser, ich hoffe, es wird noch ganz gut werden! Die Behandlung nach der Methode Förstner ist glänzend. Mit den Beinen geht es noch nicht recht wieder. Aber er spricht schon wieder ganz normal. Etwas langsamer, aber es wird! Er ist ja glücklich, daß Gina mit dem Kind wieder da ist. Also, Vater hat mich rufen lassen."

„Und Sie?"

„Ich habe mich sehr bedankt für die Wertschätzung meiner Person, aber leider mußte ich einen Korb austeilen!

„Ich dachte es mir fast!"

Sie sah ihn lächelnd an.

„Nicht wahr? Sie dachten es! Sie müssen es auch denken! Das erwarte ich von meinem Freund Peter! Nun hören Sie weiter! Eine Stunde später kam . . ., Herr Mühlenschulte . . . und leider wollte er dasselbe wie Mr. Carter . . . und ich habe ihm auch einen Korb geben müssen. Der arme, liebe Junge . . . er war ganz geknickt."

„Offen gestanden, ich dachte, Mühlenschulte würde Gnade finden."

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn mit Schelmenlachen an.

„Nein, das kann er nicht, weil schon ein anderer Gnade gefunden hat."

Er sah sie erstaunt an.

Warum schlug in diesem Augenblick sein Herz schneller? Ihm war zumute, als habe er sich entfärbt.

„Ja, aber jetzt schenken Sie mir erst noch ein Glas ein, dann will ich Ihnen den anderen nennen!"

Die Gläser klangen wieder zusammen.

„Sehen Sie, Peter, der andere, den ich so lieb habe . . . der will nicht kommen und sich nicht aufraffen. Der spürt vielleicht gar nicht, wie gern ich ihn habe. Können Sie mir nicht ein bißchen helfen?"

„Warum nicht, Oda!" sagte Peter mit gequältem Lächeln. Der Gedanke, daß Oda jetzt den anderen heiraten werde, der tat ihm weh.

„Peter . . . wissen Sie immer noch nicht, wer der andere ist?"

„Nein, ich . . . ich wüßte nicht!" stotterte Peter verwirrt.

„Bitte, schauen Sie doch einmal dort hinüber, da können Sie ihn erkennen."

Peter wurde blaß, als er gegenüber blickte. Er sah im Spiegel sein eigenes Bild.

„Oda!" sagte er leise. „Mich . . . lieben Sie?"

„Ja!" sagte sie innig und schaute ihn mit leuchtenden Augen an. „Wenn der Prophet nicht zum Berge kommt, dann muß der Berg zum Propheten kommen, Peter!"

Eitel Glückseligkeit war im Herzen des Mannes.

Er faßte leise nach ihrer Hand.

„Und . . . daß ich doppelt so alt bin als Sie . . ., Sie junges . . ., das stört Sie nicht?"

„Nein, ich liebe den Peter, wie er ist!" sagte sie fröhlich.

„Oda . . . ich . . . ja . . . ich bin ein unruhiger Geist! Sie wissen . . . mich treibt's in die Welt, zu den Völkern der anderen Erdteile . . . ich kann nicht still sitzen."

„Weiß ich", lachte sie. „Dann werden wir gemeinsam ausziehen! Nach Amerika . . . meinetwegen sogar nach China . . . mit meinem Peter ziehe ich überall hin. Wird dem Peter das Reisen drum weniger schön sein?"

Da erhob er sich und faßte sie an beiden Händen.

„Oda!" sagte er überwältigt. „Ich habe dich immer geliebt. Aber ich habe nie gewagt zu hoffen, daß mir Liebe blüht. Aber jetzt lasse ich dich nie mehr von mir!"

Dann schloß er sie, die zitternde, vor Glückseligkeit aufgelöste Mädchengestalt, in seine Arme und küßte sie.

Lange, lange währte der erste selige Kuß.

Bis es plötzlich klopfte.

Mit roten Köpfen fuhren sie auseinander.

Josef stand da.

„Was gibt's, Josef?"

„Ihre Freunde, gnädiger Herr . . . Herr Mühlenschulte . . . und!"

„Herein mit ihnen! Die kommen mir gerade recht!"

Und kurz darauf stolperten sie über die Schwelle.

Herzliche, etwas erstaunte Begrüßung.

„Platz nehmen, Herrschaften! Josef bring gleich ein paar Gläser! Also, was bringt Ihr Gutes?"

Mr. Carter sah Mühlenschulte an.

„Rede du, Karl!"

„Lieber Peter! Mr. Carter und Mr. Mühlenschulte haben um die reizende kleine Hand von Fräulein Oda angehalten. Wir haben trotz unserer beinahe sprichwörtlichen Schönheit einen Korb . . . dauerhaften Weidenkorb . . . erhalten! Ergo haben wir beschlossen . . .!"

„Einen Verein zu gründen!"

„Nee, dazu brauchten wir einen dritten Mann! Nein, wir haben beschlossen, daß du jetzt als unser Freund ebenfalls um Fräulein Oda anhältst . . .!"

„Aber Kinder . . . wir haben uns doch eben verlobt!"

Die beiden lachten hell auf.

Zwei Händepaare streckten sich dem Paare entgegen.

„Kinder!" sagte Mühlenschulte lachend. „Dann ist ja alles in Ordnung."

*

Acht Wochen später standen Oda und Peter vor dem Altar und wurden einander angetraut.

Es war eine glänzende Hochzeit, der nicht nur die ganze schwedische Botschaft, sondern auch die abessinische Gesandtschaft beiwohnte.

Herr van Hevel fehlte auch nicht.

Sein Zustand hatte sich so gebessert, daß er wieder am Stocke gehen konnte und in seinen Augen funkelte so viel Kraft, daß jeder erkennen konnte, daß der Weg zur völligen Genesung bereitet war.

An der Tafel erhob sich der abessinische Gesandte und hielt eine warmempfundene Rede in deutscher Sprache.

Zum Schlusse sagte er bedeutungsvoll: „Noch weiteres habe ich die Ehre und das Vergnügen, dem jungen Paare mitzuteilen. Mein erlauchter Herr Ras Taffari wünscht dem jungen Paare alles Glück auf seinem Lebenswege. Er hat sein Hochzeitsgeschenk auf den Weg gebracht und hofft, daß das junge Paar seine Freude daran haben wird. Sein Herz ist mit ihm und er wird den Dienst nie vergessen, den das junge Paar gemeinsam dem Lande geleistet hat, und getreu seinem Worte wird in den nächsten Tagen auch die Hälfte des Goldes Abejidas verschifft werden. Es gehört denen, die Abessinien halfen und das Land vor dem Verderben bewahrten. Gold kann Verderben sein, aber mein erlauchter Herr weiß, daß es in den Händen der Menschen, die ihm halfen, Segen bringen wird."

Die ganze Hochzeitsgesellschaft stimmte begeistert in das Hoch ein, das Abessiniens Gesandter dem jungen Paare ausbrachte.

Ras Taffari hielt Wort.

Das ungeheure Vermögen an Gold traf ein und wurde an die vier verteilt.

Peter und Oda waren reich geworden, aber was war ihnen der Goldschatz gegen den großen Schatz, den sie jetzt in ihrem Herzen trugen:

Ueber allem steht immer die Liebe.

Ende